Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Die Ernte im Kriegsjahr.

Vorsorge für 1915—16.

Der Kriegswirtschaftsausschuß des Deutschen Landwirthschaftsrathes.

Der Deutsche Landwirthschaftsrath hat sich in seiner Sitzung im preußischen Herrenhause mit einer Reihe von Maßnahmen, die für die bevorstehende Ernte ergreifbar werden sollen, zunächst noch die Frage der Beschlagnahme erörtert. Hierzu wurde folgendes gesprochen: Die Beschlagnahme ist auf die zu erntenden Mengen an Weizen, Roggen, Hafer, Gerste und Mischfrucht zu erstrecken. Die Beschlagnahme erfolgt für den Kommunalverband, in dessen Bezirk sich die zu beschlagnahmende Menge befindet. Landwirthschaftlichen Betrieben sind bestimmte Höchstmengen ihrer selbsterzeugten Vorräthe an Getreide zu belassen. Der Verkauf von Saatgetreide ist zu gestatten. Die Verwendung zur Saat ist dem Kommunalverband nachzuweisen. — Ueber diesen Punkt entspann sich eine rege Aussprache. Vielfach wurde bemängelt, daß auch Mischfrucht (Mengkorn) der Beschlagnahme verfalle, da diese Fruchtsorten lediglich als Viehfutter in Betracht kämen. Der Antrag des Vorstandes fand jedoch Annahme.

Die weitere Berathung betraf Höchstpreise. Hierzu war vorgeschlagen: Höchstpreise sind festzusetzen: für Mehl (einschließlich sonstiger zur menschlichen Ernährung bestimmter Erzeugnisse der Weizen-, Roggen-, Hafer- und Gerstenmüllerei), Kleie und Brotgetreide mit der Maßgabe, daß für Kleie und Brotgetreide von einem angemessenen Mehlpreise unter Ansatz eines auskömmlichen Mahllohnes ausgegangen wird; ferner für Hafer, Gerste, Mischfrucht, für alle Futtermittel und für künstliche Düngemittel. Die bisherige Beschlagnahme der Futtermittel ist auch für das neue Erntejahr aufrecht zu erhalten. Zur Sache sprachen wiederum mehrere Redner. Oekonomierath Beck-München befürwortete die Festsetzung von Höchstpreisen für Malz. Wäre dieser Weg gleich anfangs beschritten worden, so wäre es nicht zu der Erhöhung der Bierpreise gekommen.

Zur Streckung des Brotgetreides wurde beantragt: Die Verordnungen über die stärkere Ausmahlung des Getreides, über das Verbot der Verfütterung von Brotgetreide und über den Zusatz von Kartoffeln bei der Brotbereitung sind vorläufig aufrecht zu erhalten. Die Zentralausgleichsstelle hat nach Ermittelung der Ernte den Grad der Ausmahlung des Getreides zu bestimmen. Bei der Beschäftigung der Mühlen sind von den Kommunalverbänden die kleineren und mittleren Mühlen mit der Ausmahlung des Getreides möglichst ausgiebig zu beschäftigen. Eine gleichmäßige Vertheilung der Kleie für das ganze Reich ist anzustreben. Kleie- und Mehlmischungen sind zu verbieten. Vorverkäufe von Getreide der Ernte 1915 sind, mit Ausnahme von Saatgut, unzulässig. Soweit erforderlich ist, haben die Handelszentralbehörden Einrichtungen zu treffen, um den Kommunalverbänden zum Zweck der Erwerbung der benöthigten Bedarfsmengen oder zum Zweck der Lombardierung von Getreide Vorschüsse zu verschaffen. Die Zentraleinkaufsgesellschaft bleibt bestehen. Sie hat unter anderem die Aufgabe, aus dem Auslande Getreide, Futtermittel und Kunstdünger einzuführen und an Kommunalverbände zu den geltenden Höchstpreisen abzugeben.

Die letzte aufgestellte Forderung betraf die genügende Wahrung der landwirthschaftlichen Interessen. Hierzu wurde von dem Berichterstatter und auch von anderen Rednern betont, daß wichtige landwirthschaftliche Fragen seither meistens vom Ministerium des Innern bearbeitet worden seien. Hierin müsse Wandel geschaffen werden. Die Interessen der heimischen Landwirthschaft könnten nur dadurch genügend gewahrt werden, daß bei allen die Inanspruchnahme landwirthschaftlicher Erzeugnisse betreffenden Bestimmungen die Entscheidung in die Hand der bei den Landeszentralbehörden bestehenden landwirthschaftlichen Verwaltungen gelegt wird. Hiermit war die Tagesordnung erledigt und die Abstimmung ergab die einstimmige Annahme sämmtlicher Ausschußforderungen.

Der Oberbefehlshaber in den Marken hat folgende Bekanntmachung erlassen: Aus dem Bezirk des 3. Armeekorps, der die Provinz Brandenburg mit Ausnahme von Groß-Berlin und den Landkreisen Teltow, Niederbarnim und Züllichau-Schwiebus umfaßt, darf vom 17. Mai d. J. ab bis auf weiteres Heu weder mit der Bahn noch mit der Achse oder auf dem Wasserwege von Privatpersonen ausgeführt werden. Die Ausfuhr ist nur zulässig auf Grund einer Bescheinigung der stellvertretenden Intendantur des 3. Armeekorps oder der ihr untergeordneten Provinzialämter, sowie auf Grund von Frachtbriefen, die von einer dieser Dienststellen abgestempelt sind. Zuwiderhandlungen werden, soweit die Gesetze nicht höhere Strafen vorsehen, mit Gefängniß bis zu einem Jahre bestraft.

Den Alliirten darf man zu dem Gewonnenen Glück wünschen; der wird ihnen die Treue halten, wie er sie seinen früheren Freunden gehalten hat.

An die Deutschen im Ausland.

Des Kaisers Dank.

Die Deutschen im Ausland haben nicht hinter ihren Brüdern zurück.

Der „Reichsanzeiger" veröffentlicht folgendes aus dem Großen Hauptquartier vom 3. Mai 1915 datirte Schreiben des Kaisers an den Reichskanzler:

„Wie nach langen Jahren gefahrvoller Arbeiten Deutschlands mehrfach Männer aus allen Gauen des geliebten Vaterlandes und auch fernen Ländern meinem Ruf folgend zu den Fahnen eilten, da regte sich, angefacht von jenem heiligen Feuer der Begeisterung in unseren Herzen der Daheimgebliebenen, bei Alt und Jung, bei Männern und Frauen, das Verlangen, unseren Streitern mit Werken der Liebe helfend zur Seite zu stehen.

So geschah es in der Heimath, so aber auch allerwärts in der Fremde, wo Deutsche weilten.

Mit Befriedigung habe ich Ihrem Bericht entnommen, daß die Deutschen im Ausland hinter ihren Brüdern und Schwestern in altem Vaterlande bei Bethätigung ihrer Fürsorge für unsere wackeren Kämpfer in edlem Wettifer nicht haben zurückstehen wollen. Die vielen geringen, aber von Herzen kommenden Scherflein der weniger mit irdischen Glücksgütern Gesegneten legen nicht minder als die überaus reichen Spenden der Besitzenden ein beredtes Zeugniß dafür ab, daß sich auch die Deutschen draußen in der weiten Welt mit dem Deutschen Volk in Deutschlands Gauen in Denken und Empfinden eins fühlen, daß sie einig zusammenstehen wollen, um durch Werke der Nächstenliebe die schirmende Wehrkraft zu stärken und die Leiden des Krieges zu lindern.

Nach dem reichen Ergebniß der Sammlungen und Einzelspenden, an denen sich auch ausländische Freunde betheiligt haben, hege ich die feste Zuversicht, daß der bisher erwiesene Eifer und Opfersinn nicht nachlassen wird, und daß auch fernerhin sowohl den Kämpfern selbst wie den inländischen Organisationen, die sich den staatlichen Einrichtungen der Kriegsfürsorge ergänzend angliedern und im wesentlichen auf die Mithilfe von privater Seite angewiesen sind, aus dem Auslande weitere Mittel zufließen werden.

Schon jetzt aber möchte ich allen an den Spenden aus dem Ausland betheiligten für ihre in so reichem Maße bewiesene Opfermilligkeit meinen kaiserlichen Dank aussprechen.

Ich beauftrage Sie, diesen Erlaß zu veröffentlichen und auf geeignetem Wege auch zur Kenntniß der Spender im Ausland zu bringen."

Gefangenentransport am Potsdamer Platz.

Am 22. Mai Nachmittag 6 Uhr, als gerade der stärkste Verkehr des ganzen Tages wirbelnd über den Potsdamer Platz in Berlin zog, wurde ein Trupp Kriegsgefangener nach dem Potsdamer Bahnhof geführt, um nach dem Lager bei Jüterbog gebracht zu werden. Voraus schritt ein langer, dürrer Engländer mit dem gleichmüthigsten Gesicht von der Welt, dann kamen ein paar typische „Piou-Pious", unter ihnen ein Bürschlein offenbar allerjüngsten Jahrganges, und den Beschluß machten Senegalesen, baumlang und sehr stramm. Den wenigst günstigen Eindruck machten die Franzosen; sie sahen sehr mitgenommen aus und schleppten sich nur mühselig vorwärts, so daß eine urberlinische Blumensee sich zu dem Ausrufe veranlaßt sah: „Jotte doch, die armen Kerls! Laßtse man jehn, se sind doch ooch nur Menschen!" Es fiel aber niemandem unter all den Hunderten, die dem Transporte zusahen, ein, auch nur eine Miene zu verziehen oder einen triumphirenden Ton laut werden zu lassen. In einer Droschke fuhren zwei Marokkaner mit rothem Fez und ein Inder mit malerisch gelbem Turban voraus, offenbar Offiziere.

* * *

Die Marseillaise verboten.

Ein Erlaß des Generalgouverneurs Freiherrn v. Bissing verbietet, bei Gefängnißstrafe bis zu zwei Jahren das öffentliche Spielen und Singen der „Marseillaise", mit der in Belgien seit Jahren ein unausstehlicher Unfug getrieben wird. Das Dekret des Generalgouverneurs findet sowohl bei der flämischen Bevölkerung, wie auch in belgisch-nationalen Kreisen überhaupt allgemeine Billigung, in denen man das fortwährende Abdrüllen des fremden Schlachtgesanges längst als eine Ungebührlichkeit empfand.

* * *

Theater und Krieg.

Schon jetzt haben einige Direktoren den Entschluß gefaßt, während der nächsten Spielzeit ihre Theater geschlossen zu halten. Es sind dies bis jetzt die Stadttheater in Freiburg i. B., Königsberg und Barmen. Dagegen beschloß die Stadt Elberfeld, auch für die nächste Spielzeit die Aufrechterhaltung des gesammten Theaterbetriebes unter besonderer Würdigung der künstlerischen Höhe des Instituts, unter Leitung des Intendanten v. Gerlach, der am Etat 35,000 M. Ersparnisse machte, die zur Hälfte an das Bühnenpersonal vertheilt wurden.

Beobachtungen eines Franzosen.

In Deutschland.

Briefe unter der Maske eines Neutralen von Mülhausen nach Darmstadt.

Basel, im Mai. In französischen Blättern wurde schon mehrfach von Deutschland erzählt. Meist waren es aber im Grolle der feindlichen Propaganda schwarze Farben „neutraler" Gewährsmänner, die eine Reihe von deutschen Persönlichkeiten bei persönlichen, wirtschaftlichen und geistigen Urbeln anklagten, und deren Schilderungen in wirksamer, entstellter Weise den Pariser Scribenten zur Verfügung stellten, die schließlich wieder einen herrlichen Stoff für Hetzartikel, die das Pariser Publikum gern liest, hatten. Kürzlich erschien nun eine Artikelserie, und zwar in der „L'Information", einem Blatte, das besonders in den Finanzkreisen eine Bedeutung hat und in seiner Berichterstattung über Deutschlands ökonomische Lage stets immer etwas verständig war. In die „L'Information" den gefärbten und von den Pariser Hetzblättern „recht theuer" bezahlten Berichten der „Neutralen" keinen Glauben schenkt, entsandte sie kürzlich einen ihrer Mitarbeiter, der zwar kein „Neutraler", sondern ein mit neutralen Papieren versehener Franzose war, um endlich einmal festzustellen, was denn eigentlich Wahres an der deutschen Hungersnoth sei. Der Franzose erzählt Folgendes:

„Die Bahn führte mich von Mülhausen nach Freiburg. Hier wie dort dasselbe Bild: Soldaten, Offiziere, Posten! In meinem Abtheil hatten sechs Personen, darunter drei Offiziersfrauen, Platz genommen. Ein Herr fragte seinen Nachbar, der sich in eine Zeitung vertieft hatte, ob gute Nachrichten darin stünden. — Die Unterhaltung wird bald allgemein. Ich verhalte mich natürlich schweigend, höre aber scharf hin und kann mit Befriedigung feststellen, daß meine vor Jahren erworbenen Kenntnisse der „Sprache Goethe's" noch hinreichen, um der Unterhaltung folgen zu können.

„Bringt die Zeitung etwas Neues?" fragte ein Herr im Alter von sechzig Jahren.

„Es geht. Wir schreiten überall vorwärts."

„Warum sind Sie denn nicht Soldat?" wendet sich eine Offiziersfrau an mich.

„Weil ich ein neutraler Ausländer bin, gnädige Frau."

„Im selben Augenblick richten sich alle Blicke neugierig auf mich, und hinter jeder Stirn kann man unschwer den Gedanken errathen! Das ist wahrscheinlich ein Spion."

Ein Herr unterbricht das minutenlange Schweigen und wendet sich mit der Frage an mich: „Was denkt man denn im neutralen Ausland über Deutschland? Lesen Sie auch französische Zeitungen?"

Ich bejahe, worauf der vorhin erwähnte alte Herr mich in ein längeres Gespräch zieht. Er hält es offenbar für seine Pflicht, mich darüber zu belehren, daß Deutschland siegreich sein wird. Die übrigen Reisegefährten stimmen seinen Ausführungen lebhaft zu. Der alte Herr stellt Berechnungen über die Stärke der Heere Deutschlands an, wobei es ihm auf eine Million mehr oder weniger nicht ankommt. Deutschland kann an die zehn Millionen Truppen in's Feld stellen, behauptet er mit dem Brustton tiefster Ueberzeugung. Ich höre stillschweigend zu und betrachte mir unterdeß die Landschaft. Der Zug kommt in E... an, einem großen militärischen Zentrum. Auf dem Bahnhof geht es sehr lebhaft zu. Wie die meisten Reisenden kaufe auch ich mir für 40 Pfennig ein Paar Frankfurter Würstchen. Ich verlange Brot.

„Brot giebt es nicht."

Eben läuft ein Zug mit Verwundeten in den Bahnhof ein. Jeder Wagen trägt das Zeichen des Rothen Kreuzes. Die umstehenden Personen nehmen den Hut ab. Meine Begleiter verlassen den Zug, andere steigen ein. Man sieht im Allgemeinen wenig Zivilisten in dem Zuge, fast nur Personen des Soldatenstandes. Meine neuen Reisegefährten besprechen ebenso eifrig die Kriegsereignisse, besonders in's Herz geschlossen haben alle den Kapitän Weddigen von dem U-Boot 29, das kürzlich gesunken ist. Wir sind in Rastatt.

Auf dem Bahnhofe lagert eine Gruppe von Bewohnern aus den besetzten Gebieten Frankreichs. Man sieht auf manchem Gesicht die grambollen Züge der Angst und der Sorge für die nächste Zukunft. Es sind arme Leute, die von den Rastätern ohne Feindschaft aufgenommen werden. Meine Reisebegleiter stürzen alle an's Fenster und betrachten die Flüchtlinge. Das arme Frankreich! Was für schreckliche Niederlagen haben die Franzosen erlitten! Ob sie immer noch die Aussichtslosigkeit ihrer Lage nicht einsehen? Wenn sie doch endlich begreifen wollten, daß sie sich nur für England verbluten! Plötzlich geht das Gespräch auf England über, das alle Deutschen glühend hassen.

In Karlsruhe verlasse ich den Bahnhof. Die Soldaten an der Sperre lassen mich ungehindert durch. Die Hauptstadt des Großherzogthums Baden macht einen öden Eindruck. Nur wenige Menschen beleben die Straßen und die Cafés. Auch hier wie in allen größeren Städten Deutschlands ungeheure Truppenmassen. Im Schloßhofe des badischen Fürsten exerzieren Rekruten, die vor zwei Monaten ausgehoben wurden. Sie sind ausgezeichnet entwickelt und tragen alle weißen Gesichter.

Ich fahre weiter nach Darmstadt. Hier bleibt ich die Nacht, um noch vor Metz zu kommen, wo ich Schwester und Schwägerin wiedersehen will. Jedem ist auf und Kontrolle wurde, habe ich Zeit, mit den Metzern näher anzuknüpfen. Die Preise der Lebensmittel sind in die Höhe gegangen. Für 2 Mark erhält man eine Gans, ein Huhn kostet, obwohl mit Eiern aus Deutschland und Rußland. Brot erhält man 2 Kilo für 5 Mk. Eine Tafel Pralinen kostet 60 Pfg., eine Portion Schinken mit Eiern 1,50 Mark, Omelett 1 Mark, Rotkohl mit Kartoffeln 1,20 Mark, eine Portion Kaviar 2 Mark. Auf einer Speisekarte fand ich folgende Bemerkung „Gebäck die Eiern und den feinsten Butter verbraucht sich, werden wir nur noch deutsche Weine führen." Ich sah ein Bild Kriegsbuch. Es ist bekanntlich und nicht geschmackhaft, obwohl es keinen eigentlichen Geschmack hat. Natürlich verkehre ich gut, doch trinkt deutsche Gemüthlichkeit bei mir zu nehmen. Natürlich glaubt man doch in nicht, daß Mehl in Deutschland eine Seltenheit ist. Die Deutschen sind überhaupt keine großen Brotfresser, nur die Soldaten verzehren eine große Menge davon, da für sie Brot einen Hauptbestandtheil ihrer Nahrung bildet.

Herrlich werden die Brüsseler nicht sehr daran erbaut sein, einige Wochen deutsches Kriegsbrot essen zu müssen. Ich habe gefunden, daß es in Deutschland thatsächlich diese Leute giebt, die kein Brot essen, um den Mehlbestand nicht zu verringern. Es war mir allerdings unbereitlich, wie mein Tischnachbar neun Paar Würstchen essen konnte, ohne das geringste Brötchen dabei zu genießen.

Hiermit schließt der Franzose seinen Bericht, der alles in allem das Zugeständniß enthält, daß in Deutschland nicht die geringste Noth herrscht, und daß alle Städte noch mit gutausgerüstetem Militär angefüllt sind! Darauf kommt's an.

Die Zweiundvierziger.

Frhr. v. Skoda, der sich in Karlsbad aufhält, stellt in einem Schreiben an die Karlsbader Morgenblätter die Behauptung richtig, daß die Skodawerke die Pläne für den deutschen 42-Centimeter-Mörser entworfen hätten. Weder Krupp noch Skoda hätten von einander gewußt, daß beide Firmen Geschütze gleichen Kalibers, 42 Centimeter, das eine jedoch als Mörser, das andere als Haubitze, herzustellen in der Lage wären.

* * *

Die Polizeistunde.

Aus Frankfurt a. M. wird unter'm 21. Mai gemeldet: Da bisher an einigen kleineren Orten noch keine bestimmte Polizeistunde festgesetzt war, hat nunmehr der stellvertretende kommandirende General des XVIII. Armeekorps für seinen Befehlsbereich die Polizeistunde einheitlich für alle Städte über 10,000 Einwohner auf 12 Uhr und für alle übrigen Orte auf 11 Uhr festgesetzt. Er hat dabei auch angeordnet, daß die Polizeistunde sowohl für Vereine wie auch für geschlossene Gesellschaften gilt.

* * *

Ansiedlung von Kriegsinvaliden.

Um sich über die Möglichkeiten der Ansiedlung von Kriegsinvaliden und Kriegerwittwen auf dem Wege der Kleinsiedlung zu informiren, besuchte eine Anzahl von Freunden des Vereins für soziale Kolonisation Deutschlands dessen Kolonie in Beeskow. Die Vertreter von Regierung und Reichstag gingen gründlich auf die Eigenheiten des, preußischen Rentengutsverfahrens, auf die Beleihung bis zu 2/3 des Werthes durch Rentenbriefe und auf die verhältnißmäßig geringe Anzahlung ein und äußerten sich sehr befriedigend über die geringe Verzinsung, die die Ansiedler zu leisten haben. — In Möser bei Magdeburg ist jetzt eine Gesellschaft gegründet worden, die sich zur Aufgabe gemacht, das rund 4000 Ar große, am Bahnhof Möser gelegene Villengelände in eine moderne Gartenstadt umzuwandeln. In einem, im anliegenden Niegripper Forst belegenen Theil des Geländes sollen Einzelwohnhäuser für invalide Offiziere und deren Angehörige errichtet werden.

* * *

Oesterreich nach dem Frieden.

Im „Heimgarten" schreibt P. Rosegger u. a.: „Der österreichische Bureaukratismus, der einer äußeren Formordnung wegen so leicht das Aktuelle und Thatsächliche übersieht und versäumt, muß sich mehr in deutsche Fixigkeit und Sachlichkeit umwandeln. Fester knüpfe sich das wirthschaftliche Band, das alle Arbeit gleichmäßiger belebt, alle Erfolge gleichmäßiger vertheilt. Bisher hat in beiden Ländern eine unnatürliche Vertheilung, ein schiefes Verhältniß der Naturproduktion und der Industrie stattgefunden, ein Irrthum, der uns zur Zeit stark an den Magen geht. Das muß sich regeln zu Gunsten der Landwirthschaft, wenn wir für alle Fälle vor dem Aushungerungskrieg der Piraten sicher sein wollen."

* * *

Kriegsunterstützung der Künstler.

Der Magistrat der Stadt Schöneberg hatte, der Stadtverordnetenversammlung eine Vorlage unterbreitet, in der für nothleidende Künstler ein Betrag von 12,000 Mark gefordert wurde. Die Vorlage ist jetzt von einem Ausschusse geprüft worden. Er empfiehlt der Stadtverordneten-Versammlung, nicht 12,000 Mark, sondern nur 6000 Mark zu bewilligen. Hiervon sollen 5000 Mark zum Ankauf von künstlerischen Werken, deren einzelnes nicht mehr als 500 Mark kosten darf, verwendet werden. 1000 Mark sollen zur Unterstützung ausübender Künstler Verwendung finden.

Die Geiseln aus dem Elsaß.

Von einem, der heimkehrte.

Wie sie von den Franzosen behandelt wurden.

Ein aus der französischen Gefangenschaft Heimgekehrter schreibt dem „Berl. Tageblatt":

Acht Monate verlebte ich als Kriegsinternirter in Frankreich.

Acht Monate meines Lebens liegen hart an der Hölle der Verlogenen, und es ist mir heute, als wäre es nur ein böser Traum gewesen. —

Doch war's kein Traum, und hart auf dem mit Mühsale belohnten Grunde Handen keine Spatzenhalten, zum Abschied versammelt, als ich sie verlassen sollte. Nein, es waren meine Schicksalsgenossen, die mir kaum die Hand reichten, und deren sehnsuchtserfüllte Augen mir deutlich sagten, wie sie das Verlangen nach Freiheit verzehrt. Ich habe ihnen in unserer Abschiedsstunde versprochen, ich werde den Brüdern dort draußen in der Heimath ihr Leid und ihr Verlangen erzählen.

Ich habe Euch nicht vergessen, Schicksalsgenossen.

Meine erste Begegnung mit den Geiseln aus dem Elsaß und Lothringen war in Moulin, einer Präfekturstadt des Departements Allière. Auf dem vom Militär abgegrenzten Bahnhof stand ein besonderer Zug, der die „indésirables boches" in irgendeinen Verbannungsort bringen sollte.

Ich trat in Gesellschaft von Soldaten in einen Wagen, in dem bereits ein schwarz gekleideter Herr und eine Dame im Trauerkleide saßen. Es war der Bürgermeister von Mülhausen, Kösmann, mit seiner Frau. Nachdem die Franzosen noch Mülhausen zum zweiten Mal eingedrungen waren, wurde Herr Kösmann von französischen Soldaten weggeschleppt, unter dem Vorwande, es wäre von den Fenstern des Magistratsgebäudes auf das einziehende französische Militär geschossen worden.

„Ich verlebte," erzählte mir Kösmann, „einige Wochen in den Kasematten der Festung Belfort, wo ich mit verbundenen Augen hereingebracht wurde. In meiner Zelle verbrachte ich Tage in fiebernder Ungeduld, bis eines Tages meine Frau erschien. Sie hatte auf Grund eines speziellen Erlaubnißscheines mir in die Gefangenschaft folgen dürfen.

Dann wurden wir beide nach Moulin gebracht. Die französischen Behörden benahmen sich taktvoll. Ich lebte ruhig in Moulin im Hotel, und um unbehelligt zu wohnen, rüstete mich die Stadtverwaltung mit einem französischen Paß aus. Warum man mich jetzt nach unbekannter Richtung verschleppen will, ist mir ein Räthsel." Ich konnte auch für das veränderte Wesen der Franzosen keine erklärende Antwort finden.

Wir fuhren im Zuge. Das Ehrengeleite bestand aus zwölf Landsturmsoldaten und einem wohlgenährten französischen Sergeanten. Im Wagen herrschte düsteres Schweigen. Außer uns saßen noch im Wagen einige Internirte aus Bichy, darunter Graf Tehodor Pejacsewich, Minister für Kroatien. — Auf meine Frage, was mit den anderen Geiseln geschehen sei, erwiderte mir Bürgermeister Kösmann, daß ihr Los viel härter als das seine ausfiel. Sie wurden alle gefesselt unter strenger Bewachung nach Belfort und Besançon in die Festung eingeliefert. Unterwegs wurden sie beschimpft. Wo sie sich jetzt aufhalten, davon wußte Kösmann nichts zu erzählen.

Plötzlich blieb der Zug stehen. Die Thür unseres Wagens wurde aufgerissen, und es wurde ein Mann, dessen Oberkörper in eine Bettdecke eingehüllt war, hineingeworfen. —

Der Mann, der den Eindruck eines Schwerkranken machte und dessen ungepflegter Bart und scheuer Blick deutlich die durchgemachten Drangsale verrieth, war der erste Direktor der Kaliwerke in Mülhausen, Herr Rüdiger. Herr Kösmann erkannte ihn sofort, doch war er ganz über sein Aussehen bestürzt. Herr Rüdiger war sammt anderen Geiseln in Ketten nach Besançon gebracht worden. Die feuchte Zelle, die moralische Depression erneuerten sein altes Leiden, er bekam einen starken gichtischen Anfall. Während die anderen Geiseln schon vor einigen Tagen unter militärischer Bewachung Besançon verließen, konnte Herr Rüdiger als Kranker nicht mit und wurde unserem Transporte zugetheilt.

Unsere Reise dauerte zwei Tage und zwei Nächte, während welcher Zeit wir nichts zu essen noch zu trinken bekamen. Das Verlassen des Wagens war untersagt und die Bahnrestaurationen weigerten sich, irgend etwas den „Boches" zum Essen zu verkaufen.

Wir verzehrten unsere kleinen Vorräthe, die wir mit hatten und trösteten uns mit der Hoffnung, bald an unserem Bestimmungsorte für unsere Entbehrungen entgeltet zu werden. Doch sollten wir in unserem Optimismus schwer getäuscht werden. Nach langer Fahrt machten wir in Henebont, einem kleinen Städtchen der Bretagne, Halt. Man hieß uns den Wagen zu verlassen, formte einen Zug „quatre à quatre", und umstellt von Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett, schlugen wir den Weg durch einen Wald ein. Nach einer halben Stunde guten Weges sahen wir die Umrisse eines Gebäudes. Durch ein gewaltiges Thor, das nach uns zugeschlagen wurde, traten wir ein.

Wir befanden uns in dem Kasernenhofe von Kerlois in der Bretagne.

Es ist ja an der Tatsache in Kerlois nicht, die Folge in mir mit Mitte der ersten Tage mit zerstreuten Augen, welche ich in den nächsten Tagen, in der unendlichen Wunden bietet allen Qualen mit ein Steinling bekandelt, bestehe habe.

Kaum es gab in Kerlois wenigstens eine freudige Ueberraschung. Der Bürgermeister hat unter den 400 Internirten alle Geiseln aus dem Elsaß wieder.

Sie waren schon alle einige Tage früher aus den Bedingungen nach Kerlois gebracht worden und machten uns gleich mit allen Angenehmlichkeiten unserer zukünftigen Aufenthalts in Kerlois bekannt. Unter den Geiseln befand sich der Redakteur der „Thanner Zeitung", Herr Graf, der zweite Direktor der Kaliwerke aus Mülhausen, Ingenieur Bell, der Bürgermeister von Rüdersheim, einer Vorstadt von Mülhausen, Herr Wenger, Bezirksrichter Dr. Kreitzel, Ingenieur Ritzhaus.

Interessant war die Erzählung des Herrn Hoffmann, eines Notariats aus Mülhausen, dessen verwachsenes Mädchen wenig von seinem Reichthum verriet. Er wurde von den Franzosen ergriffen, im Augenblick, wo er mit der Reparatur seines Autos beschäftigt war. In dem Alleeflecken Anzuge wurde er entführt, ohne daß man ihm erlaubte, sich umkleiden zu dürfen, er konnte nicht einmal eine Kopfbedeckung mitnehmen. So ist er nach Besançon in Ketten gekommen, so lag er wochenlang, ohne aus den Kleidern zu kommen, auf Stroh. Zwei seiner Söhne standen in Deutschland im Felde, doch ertrug der alte Herr sein Geschick mit bewunderungswürdiger Fassung. Die frommen Mönche, die einst das Kloster bewohnten, kümmerten sich wenig um sanitätshygienische Einrichtungen. Für uns war aber der Mangel an Wasser und Kanalisation die größte Plage. Das Wasser durfte man nicht trinken, und die einzige Cisterne, die das Wasser für Kochzwecke liefern sollte, benutzten die französischen Soldaten zu Duschbädern.

Dabei schien die Sonne lieblich, und die eng überfüllten Zellen, die offenen Gruben der Anstandsorte verbreiteten einen entsetzlichen Geruch. Um 8 Uhr Abends gingen wir schlafen, um 5 Uhr blies man zur „Revelle".

Zum Essen mußte man sich bei der Fahrküche anstellen und bekam in einer Schale eine Flüssigkeit: „die Speckfuppe", die sich gleich mit einer ranzigen Fettkruste überzog und in deren Mitte ein Stück Speck steckte.

Die Geiseln waren im zweiten Stock des Gebäudes untergebracht, zu 10 und 20 in einer Zelle. Am Dachboden wimmelt es von Männern, Frauen und Kindern, die zusammengepfercht auf Stroh lagen. Keine Decken für die Nacht, kein Licht, und vor jeder Zelle stand ein Posten mit aufgepflanztem Bajonett. Wir durften nur auf dem Hofe spazieren gehen; das ganze Gebäude war mit einer hohen Mauer umgeben.

Wenn ich noch hinzufüge, daß auf unsere Reklamationen, daß man uns ein Waschbecken gebe, der dienstthuende Sergeant uns zur Antwort gab, daß er nur erlaube, unsere Eßschalen zu diesem Zwecke zu verwenden, so habe ich hinreichend auf die Freuden unseres Aufenthaltes in Kerlois hingewiesen. Wir stopften Strohsäcke für das französische Militär, schälen Kartoffeln und müssen täglich unsere Zelle reinmachen. Die meisten der Internirten waren voll Ungeziefer.

So dauerte es zwei Wochen, zwei Wochen reiner Hölle. Nach vierzehn Tagen erschien auf Inspizirung der Präfekt des Departements. Seinen Besuch verrieth schon einige Tage früher der Diensteifer der Depotverwaltung, mit welchem sie uns befohlen hatte, die Korridore reinzufegen und mit Karbol zu begießen.

Nun erschien der Allmächtige. Nachdem er mit uns gesprochen hatte, erlaubte er den Geiseln und auch einigen anderen Personen, auf eigene Kosten, ebenfalls unter militärischer Bewachung, in ein Sommerhotel nach Carnac, welches Fischerdorf am Strande des Atlantischen Ozeans gelegen ist, zu ziehen. Das Dorf Carnac liegt in der Meeresbucht von Ancheron. Sieben Kilometer vom Dorfe erbaute vor einigen Jahren ein lokales Konsortium, an dem der Souspräfekt, der Polizeikommissar von Lorient und andere Würdenträger betheiligt waren, ein Sommerhotel, halb aus Holz, halb aus Stein.

Nun fanden sich neue Hotelgäste, die das verkrachte Unternehmen wiederbeleben sollten. Nach reiflicher mathematischer Ueberlegung seitens des Hotelverwalters mußten wir in Carnac 8 Francs täglich zahlen; an Nahrung erhielten wir blos Seefische.

Die ersten Tage, die wir in Carnac verlebten, gestalteten sich nach dem qualvollen Dasein in Kerlois als richtige Erlösungstage. Mit Andacht bewunderten wir die Feldbetten, die uns von nun an als Lagerstätte dienen sollten, und mit Schaudern dachten wir an das verfaulte Stroh in Kerlois.

Gegenüber von Carnac-Plage liegt die Insel Ile-de-Croix. Die französische Regierung errichtete dort ein Gefangenenlager für Kriegsgefangene. Es verirrte sich aber dorthin auch eine deutsche Geisel, der Regierungsassessor Ebles aus Wiek a. d. Sey in Oberelsaß. Die Leidensgeschichte dieses blonden sympathischen Juristen, der in nicht weniger wie in 12 Konzentrationslagern internirt war, um schließlich von der Insel nach Carnac zu gelangen, war besonders durch die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er von den Franzosen behandelt wurde, gekennzeichnet. Militäruntauglich trat er, als Krankenpfleger, in das Militärspital seines Heimathsstädtchens ein. Obwohl er das Zeichen des Rothen Kreuzes trug, wurde er sammt seinem Vater als Geisel von den Franzo-

[illegible]

Luxemburgische Briefmarken.

Der luxemburgischen Postverwaltung stieß seiner Zeit ein kleiner Vorrath von Briefmarken zu 2,50 Francs und 5 Francs mit dem Bildnis des Großherzogs Wilhelm. Diese Briefmarken wurden jetzt mit dem Aufdruck „62½ Centimes" versehen und in den Verkehr gebracht. Da diese Marken nur in ziemlich beschränkter Zahl vorhanden sind und somit einen philatelistischen Werth haben, herrscht eine äußerst starke Nachfrage nach ihnen.

* * *

10,000 Berliner Waisenkinder.

Die am 31. März 1915 erfolgte Zählung der in der Waisenpflege befindlichen Berliner Kinder hat einen Bestand von 10,006 Waisenkindern und 69 Pfleglingen des aus Stiftungsmitteln unterhaltenen Kinderasyls ergeben. Am 1. April 1914 gab es 9478 Waisenkinder und 65 Asylkinder. Die Waisenkinder haben also um 528 zugenommen, eine Zahl, die sich auf 300 ermäßigt, wenn man berücksichtigt, daß von den neu aufgenommenen Kindern 228 der Waisenverwaltung durch die Armendirektion überwiesen worden waren, also sich schon vor der Aufnahme in öffentlicher Pflege befunden hatten. Außer diesen Kindern sorgte die Waisenverwaltung für 409 junge Leute, die in der Lehre, 289, die im Dienst waren, für 10 erwerbsunfähige, bereits eingesegnete Kinder, für 4 ältere Kinder, die eine höhere Ausbildung aus Stiftungsmitteln erhalten, und für 6 junge Leute, die ein Stipendium aus der Brunshler-Stiftung beziehen; also insgesammt für 778 bereits eingesegnete Pfleglinge.

* * *

Professor Schjerning in Wien.

Der Generalstabsarzt der deutschen Armee Professor Dr. v. Schjerning ist Mitte Mai aus den Karpathen in Wien angekommen. Er besuchte mehrere Kliniken und Hospitäler, in denen auch deutsche Offiziere und Mannschaften untergebracht sind. Zu Ehren des Gastes gab der Admiralstabsarzt Professor Eiselsberg ein Festessen, an dem auch der Chef des militärärztlichen Offizierkorps, Generalstabsarzt Tovily, der Chef des landwehrärztlichen Offizierkorps Generaloberstabsarzt Thurnwald Theil nahmen. Schjerning sprach wiederholt seine außerordentliche Anerkennung über die Unterbringung und die Pflege der Kriegsverwundeten in Wien und Oesterreich aus.

* * *

Der städtische Ehrenfriedhof.

Der Magistrat der Stadt Neukölln hatte der Stadtverordneten-Versammlung eine Vorlage wegen Anlegung eines Ehrenfriedhofes für im Kriege gefallene Neuköllner Bürger zugestellt. Der Ehrenfriedhof soll auf dem städtischen Friedhofe an der Gottlieb-Dunkel-Straße angelegt werden. Die Stadtverordneten-Versammlung erklärte sich in ihrer kürzlich stattgehabten Sitzung mit dem Projekt einverstanden und bewilligte die Kosten im Betrage von 3000 Mark.

* * *

Das französische Kriegskreuz.

Das französische „Amtsblatt" bringt jetzt eine Abbildung und Beschreibung. Es ähnelt einer Rosette und besteht aus lichter Bronze und wird von einem Lorberkranz umrahmt. Getragen wird es an einem grünen Bande, das farbige Streifen enthält, die die Anzahl der lobenden Erwähnungen darstellen. Die Zivilisten tragen im Knopfloch ein Miniaturkreuz statt der Rosette.

* * *

Wir sind alle Brüder.

Man schreibt aus Budapest: Bei der Bestattung eines jüngst in den Karpathen gefallenen Einjährig-Freiwilligen, des Korporals Karl Surányi, Sohnes eines ungarischen Zeitungseigenthümers, ist es zu einer interessanten Episode auf dem jüdischen Friedhof gekommen. Hocharistokratische Kameraden des Verstorbenen trugen den Sarg auf ihren Schultern aus der Zeremonienhalle zum offenen Grabe, die Kapelle des Regiments spielte den Trauermarsch und zum ersten Male geschah es, daß innerhalb des Friedhofes eine Ehrensalve abgegeben wurde.